XXVIII. Jahrg. Berlin, den 1. November 1919 Nr. 5



Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 10,– Mk., das einzelne Heft 1,– Mk.



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919.

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 10.—, pro Jahr M. 40.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 10.65, pro Jahr M. 42.60; Ausland M. 11.30, pro Jahr M. 45.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirstein,
Berlin W. 9, Potsdamer Straße 23a.
Fernsprecher Lützow 3162, 3463.



Berlin, den 1. November 1919

Wie es kam

Topika.

Vier Blinkfeuer haben für Minutendauer den feuchten Oktobernebel durchzuckt. Der Reichsfinanzminister ließ künden, daß die Deutsche Republik in ihrem ersten Lebensjahr vierzig Milliarden Mark verbraucht habe und daß ihre Schuldenlast hinter der Schwelle des neuen Jahres den Grat von zweihundert Milliarden überwachsen werde. Die Verzinsung der Reichsschuld allein wird in jedem Budgetjahr fortan also ungefähr zehntausend Millionen Mark fordern. Wahnsinn nur, durch dessen Dunkel kein Vernunftfünkchen glimmt, konnte solchen Aufwand beschließen, von dem kein Sieg je zu entschädigen vermochte. Weil heroische Tollheit alle in den Krieg gerissenen Länder in ähnliche Durchhalterleistung zwang, konnte der Friedensschluß in seiner finanziell-wirthschaftlichen Auswirkung, die dem Sieger selbst nicht Gewinn, Surplusprofit, keinem auch nur Aufwandsersatz bringt, dem Besiegten kaum milder werden, als er geworden ist. Bleibts nun aber bei der hemmunglosen Geldverschleuderung, vor der jeder Wache seit Jahren laut warnt? Duldet die Nationalversammlung, daß für Wehrmannschaft, der nur noch Polizeipflicht obliegt, in jedem Monat dreizehn- bis fünfzehntausend Millionen ausgegeben werden, daß Waareneinfuhr, die ums Sechs- bis Zehnfache die Ausfuhr übersteigt, erlaubt, allerlei Schiebung begünstigt, den Arbeitlosen, die das Recht auf Woh-

nung, Gewand, Nahrung haben, statt auskömmlicher Naturalhilfe ein Geldlohn gewährt wird, der das allzu Menschliche in ihnen bestimmen muß, vor widriger Arbeit mäkelnd zu zaudern? Zweitens: Als Folger Balfours, den hohe Geisteskultur, liebenswürdige Skepsis, Kennersfreude an deutscher Musik und Philosophie nicht vor dem Anfall eiskalten Deutschenhasses bewahrt hat, ist Lord Curzon of Kedleston Leiter des internationalen Britengeschäftes, Herr der londoner Foreign Office geworden. George Nathaniel Curzon ist fast Einundsechzig; war, während der um elf Jahre ältere Balfour schon im Staatssekretariat für Schottland saß, bei dessen Oheim Salisbury Privatsekretär (in solchem Dienst schult sich meist ja der junge englische Edelmann fürs Regireramt); wurde Unterstaatssekretär des Indischen Amtes, des Auswärtigen, Vicekönig von Indien (wo er sich mit Kitchener nicht vertrug); veröffentlichte nicht unbeträchtliche Schriften über Rußlands Vordrang in Mittelasien, über „Probleme des Fernen Ostens"; hat fünfzehn Jahre im Unterhaus gesessen und ist 1911 in die Kammer der Peers berufen worden, wo er in der letzten Kriegszeit die Politik des Kabinets Lloyd George vertrat. Er galt als der uns unfreundlichste Staatsmann Britaniens; mit dem Marquis of Lansdowne selbst, dem Stifter der Entente Cordiale, hatte die deutsche Diplomatie lieber als mit Curzon zu thun; kommt Der, hieß es, ans Steuer, dann stehen wir vor dem Krieg. Seine berühmte Rede, die Indien als den Pivot aller Britenpolitik zeigte, in jedes Britenhirn den Entschluß rammen wollte, auf jeder vom Schicksal erwählten Walstatt für Indien zu fechten, habe ich mehr als einmal hier citirt. Der Krieg ist verbraust; und hat, wie jeden Gewissenhaften, auch den neuen Lord Feuerbrand im Tiefsten gewandelt. Rußlands Riesenleib ist von tausend Wunden geschlitzt, das geschlagene, in Schuldknechtschaft gepferchte Deutschland ist weder im Aermelkanal noch in Bagdad eine Gefahr und Indien nur von der Bolschewikenaussaat ernstlich bedroht. Lord Curzon hat sich mit fast inbrünstigem Eifer zu dem Gedanken des Völkerbundes bekannt, der Sendung Greys nach Amerika (der Heimath der Lady Curzon) gern zugestimmt und öfter, als hörbar wurde, bewiesen, daß er

die Nothwendigkeit eines würdigen Verhältnisses zu Deutschland klar empfindet. Er ist zu klug, um zu verkennen, daß Europa, daß auch sein British Empire ein kräftig sich regendes, der Menschheit eingeordnetes Deutschland braucht und die Zeit schrankenlos nationalistischer Politik verstrichen ist. Wenn man ihn nicht, nach üblen Brauch, sogleich wieder durch die Anheftung eines Ekelnamens ärgert, als Jingo und Northcliffiden verschreit, nicht durch thörichtes Geäugel mit slawo-japanischer Zukunftkoalition in neues Mißtrauen hetzt, wird mit ihm zu leben sein. Drittens: Curzons Kollege Winston Churchill hat Italiens angelsächsischen Kredit durch die Behauptung zu heben versucht, das Königreich habe sich stets vorbehalten, in einem Krieg Englands gegen die Kaiserreiche des Dreibundes neutral zu bleiben. So wars nicht; konnte auch nicht so sein, da der Dreibundsvertrag vom Mai 1882 nur Vertheidigung gegen Frankreich und Rußland als Zweck setzte und in einem Zusatzprotokol ausdrücklich die Absicht auf irgendwie feindsäliges Trachten gegen England von sich wies. Erst 1896, als die deutsche Marine- und Türkenpolitik die Gefahr anglo-deutschen Zwistes näherte, erklärte Italien, offiziell und feierlich, daß es für den Fall eines Krieges, der England an Frankreichs Seite fände, sich den Bundesgenossen nicht zu Waffenhilfe verpflichten könne. Berlin und Wien haben sich damals zwar geweigert, diese Erklärung „zur Kenntniß zu nehmen"; doch mußte der Lehrling in Diplomatie wissen, daß Italien, mit seinen langen, ungeschützten Küsten, die Feindschaft Britaniens niemals herausfordern dürfe. Von Alledem wird zu reden sein, wenn, endlich, die Texte der Dreibundsverträge veröffentlicht werden. Der Untersuchungausschuß der Nationalversammlung müßte sie einfordern. Aus seinem Arbeitbezirk leuchtete das vierte Blinkfeuer auf. Graf Bernstorff wurde über das Friedensvermittlermühen des Präsidenten Wilson vernommen. Der Botschafter, dessen männisch nüchterne Klugheit nicht in Wahnvorstellung neigt, ist fest überzeugt, daß der Präsident gerechten Frieden redlich erstrebte und ihn erlangt hätte, wenn nicht der deutsche Beschluß rücksichtlosen Tauchbootkrieges jäh in die leisen Tastversuche eingebrochen wäre. Graf Bernstorff

ist erst fünf Wochen nach seiner Heimkehr aus Washington ins Große Hauptquartier gerufen und vom Kaiser empfangen worden. General Ludendorff hat ihn dort mit ironischer Höflichkeit bewirthet und versichert, binnen drei Monaten, spätestens Ende 17, ehe ein amerikanischer Soldat auf Europas Festland stehe, werde das Heer der Feinde niedergerungen sein. (Wenn General Ludendorff, wie gedruckt worden ist, den Botschafter eines trügenden Gedächtnißbildes zeiht, so kann ich bezeugen, daß Graf Bernstorff noch in Kreuznach unserem Freund Ballin, am nächsten Tag, ohne Groll, in Berlin das Gespräch bis ins Kleinste genau so wiedergegeben hat wie jetzt im Verhör.) Das wichtigste Ergebniß der Ausschußsitzung war die öffentliche Feststellung der Thatsache, daß schon am achtzehnten Januar 1916 der Deutsche Kaiser sich schroff gegen Wilsons Vermittlung gewandt und an den Staatssekretär Zimmermann telegraphirt hat: „Es wird vorgegangen!" Auf die Gefahr, daß auch Amerika uns den Krieg erkläre. Dieses Telegramm ist Verhängniß geworden.

Vor elf Jahren

„Am achtundzwanzigsten Oktober 1908 stand in der londoner Zeitung The Daily Telegraph ein Artikel, der den Titel ‚The German Emperor and England' trug und als personal interview bezeichnet war. Der Verfasser ließ den Deutschen Kaiser in direkter Rede zu einem entamteten britischen Diplomaten sprechen. ‚Ihr Engländer seid völlig verrückt. Oft und laut habe ich Euch gesagt, daß einer der heißesten Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freundschaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen fremd und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner Worte. Daß Ihr sie mißdeutet und mir nicht glaubt, empfinde ich als eine schwere persönliche Beleidigung. Ein großer Theil Eurer Presse warnt das Volk, die Hand, die ich Euch hinstrecke, zu fassen, und behauptet, meine andere Hand halte einen Britanien bedrohenden Dolch. Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. In breiten Schichten Deutschlands, unten und im Mittelstand,

ist die Stimmung Euch unfreundlich. Mit aller Kraft arbeite ich an der Besserung unserer Beziehungen: und Ihr seht in mir den Erzfeind. Während des südafrikanischen Krieges war Deutschland von bitterster Feindschaft gegen Euch erfüllt. Oeffentliche und private Meinung kehrte sich wider England. Was aber that ich? Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen Euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Die Leute waren in Holland und Frankreich bejubelt worden und auch das deutsche Volk hätte ihnen gern Kränze gewunden. Ich aber weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf und Eure Feinde konnten nichts ausrichten. Als in Südafrika der hitzigste Kampf tobte, forderten die Regirungen von Rußland und Frankreich uns auf, gemeinsam vorzugehen und die Beendung des Krieges zu erzwingen; sie meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne. Ich antwortete, Deutschland werde nie an der Vorbereitung einer Niederlage Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang Englands zu bringen vermöchte. Im Archiv des Schlosses Windsor liegt das Telegramm, in dem ich damals der Königin Victoria den Plan Eurer Feinde und meine abweisende Antwort meldete. Das ist noch nicht Alles. In der Schwarzen Woche (im Dezember 1899), als Eure Fehlschläge sich häuften und ein Brief meiner verehrten Großmutter den tiefen Kummer ihres Gemüthes verrieth, begnügte ich mich nicht mit einer schnell meine Sympathie ausdrückenden Antwort, sondern that noch mehr: ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem Wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands? Aber Ihr sagt, unser Flottenbau bedrohe Euch. Nein: Wir brauchen

eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinandersetzung vorbereiten, die im Stillen Ozean (früher, als Manche glauben) nöthig werden wird. Japans rascher Aufstieg und Chinas Erwachen zeigt, welche Aufgaben im Fernen Osten von den europäischen Mächten zu bewältigen sind. Um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein, brauchen wir eine starke Flotte. Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch England sich der Thatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat." Das ist der Hauptinhalt der personal interview. Als sie in Deutschland bekannt wurde, glaubten einfältige Gemüther, Meinung und Wort des Kaisers seien gefälscht, entstellt und mindestens durch groben Vertrauensbruch ans Licht gebracht worden. Die Enttäuschung kam schnell. Wolffs Telegraphisches Bureau und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung übernahmen den Artikel des Daily Telegraph. Damit war der Wortlaut beglaubigt; war auch erwiesen, daß der Kaiser die Verbreitung wünsche. Nun brach der Sturm los; drinnen und draußen. Wuth und Hohn, Geheul und Gelächter im Ausland; überall. In Deutschland eine leidenschaftliche Empörung, wie sie ein Halbjahrhundert lang nicht erlebt ward; in Nord und Süd; in allen Ständen; auch in der Armee. Niemals war über den Kaiser laut so geredet, nie noch so geschrieben worden.

Die Kaiserkrisis ist Allen sichtbar geworden. Seit sechzehn Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmuth zu Wahrhaftigkeit nicht ein Wunder wirke. Seit dem März des Jahres 1890 hatte die mächtigste deutsche Stimme sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausgeahnt? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher

Einfluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwischen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Und unzulängliche Rathgeber nisten sich überall ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Britenohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der Interview in dem traurigen Stück deutscher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungrecht des deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammenbruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen, die im Landkrieg rathlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimlich wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit bedingte, nach London gemeldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl, ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen (überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen,

habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätpflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere in Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merket Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählet den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregiren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

Wer das Nahen der Kaiserkrisis früh erkannt, fast zwei Jahrzehnte lang vor ihr, trotz Schmähung, Vermögensschädigung, Einsperrung, als vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, Der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu schreien, um den Applausspendern zu beweisen, daß ihm im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht für immer die Kehle zugeschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen

wie Einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren Thatsachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu bestreiten? Nicht Einer hats auch nur versucht. Im weiten deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher, dem Fronpflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang. So weit sind wir. Endlich. Und dürfen aufathmen: denn der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden nicht eine Heerde lebt, die der Wink des Hirten auf eine kahle Dühnenklippe treibt oder in den Stall pfercht. Daß germanische Volkheit im Qualm der Städte den Stolz freier Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem Ermessen ihr Vertrauen giebt und nimmt; und, wenn Nothwendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mächtigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott einst dem wilden Meer, zuruft: ‚Bis hierher darf Deine Gewalt reichen und nicht um Fußes Breite je weiter!' Das ist geschehen. Da der Wunsch treuer Herzen, die Majestät möge sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Windeln wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tausend schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör erzwungen. In den rauhen Chor klang eine fromm mahnende Weise hinein; wie ins Feuergeläut der umflorte Ton einer Totenglocke. Der Vorstand der Konservativen Partei hat eine Erklärung veröffentlicht, in der gesagt wird: ‚Wir sehen mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß stets von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Theil durch mißverständliche Auslegung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht zuträglich sind, zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwickelungen und Nachtheilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Aeußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge.' Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie

getadelt, niemals zu ‚größerer Zurückhaltung' gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebar, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen. Vor zwanzig Jahren, beim Johannitermahl in Sonnenburg, hat Wilhelm der Zweite die ‚Edelsten des Volkes' als seine zuverlässigsten Helfer gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: ‚Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus.' Der sichtbarste Theil des Adels hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage so lange gezaudert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: ‚Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe.' Die Zeit ist vorbei. Der Adel will nicht länger anschmiegsamer Epheu sein. Nicht blind, wie ihm zugemuthet ward, durch Dick und Dünn folgen. Noch aber ist nichts gewirkt, nichts gesühnt, nichts verbürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochen das alte Leid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das abe darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen.

‚Der Dreizack gehört in unsere Faust' ‚Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans.' ‚Auf dem Erdball keine Entscheidung mehr ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers!' ‚Hohenzollern-Weltherrschaft.' ‚Deutschland in der Welt vornan!' Konnten solche Worte dem Briten lieblich klingen? Und schlimmere sind gesprochen worden; viel schlimmere geschrieben. Ist Engländern zu verargen, daß die hitzige Werbung um die Liebe der Mohammedaner und Amerikaner, daß die Politisirung der Bagdad-

bahn, die als gunstloses Geschäftsunternehmen die City nicht beunruhigt hätte, ihr Mißtrauen weckte? Daß sie der Mär nicht trauen, Deutschland dehne sein Steuerrecht bis an den Bezirk der Vermögenskonfiskation, nur um seinen Handel zu schützen, trachte nur deshalb, neben dem stärksten Landheer sich eine seinen Kolonialbesitz ins Ungeheure überwachsende Flotte zu schaffen? Kriegsschiffe, deren Stapellauf mit Schlachtgesängen und hellen Fanfaren der Erobererhoffnung gefeiert wird? Ohne Verständigung über die Grenzen der Seemacht keine aufrichtige Freundschaft mit England. Niemals. Denn für England ists die Lebensfrage, ob es die ungefährdete Herrschaft über die Meere behält; und es muß Jeden hassen, ders zwingt, noch schwerere, theurere Rüstung auf sich zu nehmen. Und die anglo-deutsche Konfliktsgefahr wirkt über den Erdkreis hin und bestimmt in Orient und Occident die Gruppirung der Mächte. Das könnte jeder Nüchterne wissen. Wozu dann die stete Umwerbung, die den stolzesten Deutschen längst auf die Nerven fällt? Seit das Tempo des Flottenbaues nach jähem, leider allzu suggestivem Entschluß beschleunigt worden ist, steht Deutschlands internationale Politik unter widrigem Gestirn. Und was wird die Häufung der finanziellen und der politischen Schwierigkeiten schließlich erreichen? Was die Familienpolitik in der Burenkriegszeit erreicht hat: neue, vorher unahnbare Koalitionen.

Nur ein für die bedächtige Konstruktion und die stille Abwickelung politischer Geschäfte völlig ungeeignetes Temperament konnte hoffen, ein Herrenvolk von alter Kultur und politischem Genie dadurch zu gewinnen, daß man, als Erbe nachgewachsener Macht, ihm sagt: ‚Wenn ich Euch damals nicht gerettet hätte, wäre es Euch miserabel gegangen'; und zu verstehen giebt, wie die Gnade des Verwandten der Unfähigkeit in Kolonialkriegen ergrauter Krieger aus dem Sumpf geholfen hat; einem Volk zu verstehen giebt, dessen im Verkehr mit Deutschland empfindlichster Punkt das Bewußtsein militärischer Schwachheit ist. Wer so oft, so furchtbar geirrt hat, kann Vertrauen in seine Eignung zum Amt eines Reichsgeschäftsführers niemals mehr heischen.

Im Jahr 1898 hat Rußland vorgeschlagen, den Prinzen

Georg von Griechenland zum Gouverneur von Kreta zu ernennen. Auf diesem Posten, hat Abd ul Hamid erwidert, werde ich nie einen Fremdling dulden. Dennoch wird, als in Kandia der Britenkonsul während eines Straßenkampfes von wüthenden Musulmanen getötet worden ist, die fremde Besatzung auf Kreta verstärkt und die Pforte gezwungen, ihre Truppen von der Insel zurückzuziehen. Am dreißigsten Oktober 1898 spricht in Bethlehem der Deutsche Kaiser zu den evangelischen Pfarrern: ‚Auf die Mohammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Daß sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben, kann ihnen kein Mensch verdenken. Politisch reißt man, unter allen möglichen Vorspiegelungen, ein Stück nach dem anderen von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat.‘ Acht Tage danach antwortet er in Damaskus auf die Ansprache des Scheichs: ‚Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, Dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.‘ Zu allen Zeiten. Das ist ein festes Versprechen. Drei Wochen zuvor ist das Gerücht von einem anglo-deutschen Vertrag durchgesickert. Krisenstimmung. Nikolai Alexandrowitsch hat die Abrüstung empfohlen. Bei Faschoda wird eine neue Reibungfläche zwischen England und Frankreich sichtbar... Hat das Deutsche Reich wirklich den Briten Südafrika sammt der Delagoabai überlassen, dann ist Frankreichs Kolonialmacht bedroht; wird die Republik die Folgen der Unklugheit spüren, die, als Hanotaux gefallen war, den deutschen Vorschlag einer Verständigung über die ostasiatischen Fragen unbeantwortet ließ. Chamberlain rühmt in Wakefield das neue anglo-deutsche Abkommen als einen wichtigen Erfolg der Unionistenregirung und versichert die ‚deutschen Freunde‘, daß England ihnen nie zumuthen werde, für englische Interessen Opfer zu bringen. Schon am Lordmayorstag aber erwähnt Salisbury in der Guildhall die Freundschaft mit Deutschland nicht mehr; erinnert er an die Möglichkeit eines um das Türkenerbe entbrennenden Krieges, für die Britanien seine Seemacht stärken müsse. Was ist geschehen?

Der Deutsche Kaiser ist als Triumphator durch das Osmanenreich gezogen und hat dem Islam ungefährdetes Leben verbürgt.

Persönliches Regiment. Kaum Einer hatte gewußt, welches Unheil da wuchs. Einer, ders ahnte, stöhnte, als der Plan der Orientreise auftauchte, im Sachsenwald, seine Trompete sei leider durchschossen; sonst hätte er mit letzter Lungenkraft noch das alte Warnerlied wieder geblasen. Und wäre gewiß wieder nicht gehört worden. Hier wurde gefragt, ob man wirklich glaube, daß die Westmächte still zuschauen werden, wenn der Deutsche Kaiser versuche, im Orient alle anderen Herrschergestalten zu überstrahlen; ob der Papst nicht für sein Protektoratsrecht, Oesterreich-Ungarn für seinen Balkanhandel fürchten werde. Vergebens. Hundert Posaunen preisen die hohe Bedeutung der Reise. ‚Auf Allerhöchsten Befehl' wird, als kehre ein vom Sieg gekrönter Kreuzritter heim, ein feierlicher Einzug veranstaltet. Am ersten Dezembertag steht der Oberbürgermeister, barhäuptig, trotz schlechtem Wetter, am Brandenburger Thor, reckt die Denkerstirn in die Höhe des Pferdekopfes und giebt, im Namen der ‚braven Bürgerschaft', dem Dankgefühl und dem Huldigungbedürfniß der Reichshauptstadt mannhafte Worte. Fünfzig Jahre nach Achtundvierzig; und Wilhelm nennt, wie der Großohm, die Stadtgenossen ‚meine lieben Berliner'. In der Thronrede wird die Reise ausführlich erwähnt; wird auch gesagt, dem Deutschen Kaiser (dessen Titel und Macht doch nicht aus den Wolken, sondern aus der versailler Spiegelgalerie stammt) sei ‚die Gewalt von Gottes Gnaden verliehen'. Wie in der Zeit, da Zions Herrlichkeit durch den Traum Friedrich Wilhelms spukte. Um die aufhorchenden Westmächte rasch zu beruhigen, versichert Graf Bülow, der Staatssekretär, im Reichstag, die Orientreise habe nicht die ‚ihr untergeschobenen Motive und Ziele' gehabt. ‚Deutschland hat im Orient keine direkten politischen Interessen.' Zu den Reden von Bethlehem und Damaskus stimmt die neue Tonart nicht. Dahinter steckt Etwas, denkt man in London; denkts in Paris. Vergessen ist die Glückwunschdepesche, die Wilhelm prompt nach Kitcheners Sudansieg an die Großmutter sandte; ist alle Artigkeit, die er eifernd Franzosen erwies. Delcassé klopft,

noch mit schüchternem Finger, bei Salisbury und Curzon an. ‚Seht Ihr nicht, was Euch bevorsteht? Uns Allen? Um die Liebe der Musulmanen wirbt der Imperator, weil er will, daß sie in der seinem Trachten günstigen Stunde die britische Herrschaft vom Erdball abschütteln. Die Bagdadbahn, für die er sich wie ein Aufsichtrathsmitglied oder ein anderer Acquisiteur eingesetzt hat, soll ihm den trockenen Weg nach Indien sichern. Und daß der hastige Flottenbau nicht von der Nothwendigkeit des Handelsschutzes geboten ist, brauche ich Euch nicht erst zu beweisen.‘ Wo die Wuth über Wilhelms Telegramm an Paul Krüger nachzittert, muß solche Warnung wirken. Durch die Dreyfuskrisis und den Burenkrieg wird die Entwickelung verzögert. Englands Mißtrauen ist aber nie mehr geschwunden. Auch nicht, als der Enkel der Großmutter den Plan zur Vernichtung der Buren geschickt und ausgeplaudert hat, daß Rußland und Frankreich ihn in einen antibritischen Concern ziehen wollten. Nie wieder. Die Mächte, von denen 1808 Caulaincourt gesagt hatte, sie könnten niemals Bundesgenossen werden, und die noch bei Faschoda, noch in den Tagen von Ladysmith und Mafeking unversöhnbar schienen, befreunden sich, verloben sich gegen die ‚deutsche Gefahr‘. Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgestachelt, nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat. Nur deshalb... Persönliches Regiment.

Dessen Werk war die franko-russische, die franko-britische, die anglo-russische Verständigung. Was unmöglich schien, wurde Ereigniß. Totfeinde verscharrten den alten Haß und schworen einander Treue. Wer trieb sie in so seltsame Bundesgenossenschaft? Warum sah ein Reich, das Tag vor Tag seine friedliche Absicht betheuerte und von keiner Beute je einen saftigen Fetzen erschnappte, sich plötzlich auf allen Seiten von Feindschaft umringt? Weil das Haupt dieses Reiches zu oft den Mund geöffnet, zu oft mit

der Ankündung großer That, mit Verheißung, Drohung, Werbung den Erdkreis beunruhigt hatte und weil schließlich Jeder die Einkreisung des Ruhestörers wünschte. Gemeinsamer Widerwille ist stärker als die Sucht nach Augenblicksvortheil. Alle mißtrauen dem Deutschen Kaiser; aus allen Ecken züngelt der Hohn nach ihm: und wir haben keine Waffe, die ihn wirksam vertheidigen könnte. In den skandinavischen Ländern sogar ist offiziös erklärt worden, seit man Wilhelm so kenne, wie er sich in der Interview selbst dargestellt habe, müsse man von ihm abrücken und in den Britenconcern eintreten. Der englische Premierminister verspricht den Franzosen Hilfe für den Fall naher Fährniß. Das eine Beispiel zeigt den sichtbaren Segen des persönlichen Regimentes. Jedes der zwanzig Unheilsjahre, die hinter uns liegen, hat ihn jedem wachen Auge gezeigt. Warum ist Deutschland, das, trotz seiner Kraft, in dieser Zeit Keinem auch nur das winzigste Stück genommen hat, vereinsamt und ringsum gehaßt? Weil es sich von dem unsteten Willen eines Kaisers lenken ließ, der keinen Blutstropfen eines Staatsmannes in sich hat. Neun Zehntel aller Schwierigkeiten, die das Reich hemmen, hat die persönliche Politik dieses Kaisers bewirkt. Sie zu enden, ehe von ihr, wie Bismarcks trüber Blick ahnte, das Reich zerstört ward, ist nationale Pflicht. Bonaparte hatte sich mit dem Schwerte den Weg auf den Thron gebahnt und zwar nicht den Landbesitz, doch den Phantasieschatz und den Kriegerruhm eines nach Anerkennung dürstenden, kaum der Lilienfron entlaufenen Volkes für die Dauer gemehrt. Dem Lande, das er allein vor den Bütteln Europas zu schützen vermochte, durfte er, so lange die Schlachtenfortuna ihm lachte, den Willen seines hemmunglosen Genius aufzwingen. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein schwächlicher Schöngeist, der den starken Mann spielen wollte und dessen krankes Hirn wähnen mochte, Fritzens Preußen sei für die Freiheit noch nicht reif. Wilhelm der Zweite, der vierzig Jahre nach der Revolution auf den Zollernthron kam und im Reich kein Monarch ist, hat der Nation nie Nützliches geleistet und für seinen Willen dennoch die höchste Geltung verlangt.

Nun sieht er die Ernte. Wenns ihn, nach allem Geschehenen, möglich dünkt, wird er die Krone auf seinem Haupt behalten. Doch niemals wieder darf an seinem Willen das Schicksal des Deutschen Reiches, deutscher Menschheit hängen.

Als der verhängnißvolle Artikel im Daily Telegraph erschienen war, empfahl der Kaiser den Rekruten in zorniger Rede strenge Selbstzucht. Als Deutschland in Scham und Schmerz erbebte, ging er auf die Jagd. Zuerst nach Eckartsau, wo er sich dem Erzherzog Franz Ferdinand als Gast angesagt hatte. Die Frau des Schloßherrn lag, mit schwerer Influenza, in Kindsnöthen. Der Mann mußte ihr, für die er der Hoffnung auf ebenbürtige Nachkommenschaft entsagt hat, fern bleiben und für das Jagd- und Tafelvergnügen des hohen Gastes sorgen. Das Paar lebt einfach, wie andere Edelleute auf dem Land. Nun mußten Automobile herbei (der Kaiser braucht ein Halbdutzend für sich und sein Gefolge); mußte aus dem Waldrevier das Wild zusammengetrieben, das Schloß zu Prunk und Lustbarkeit gerüstet werden. Wir lasen, daß Franz Ferdinand die Flinte nicht in die Hand nahm; daß Wilhelm an einem Tag drei Dutzend Hirsche schoß und in fröhlichster Stimmung war. Dann gings nach Donaueschingen zum Fürsten Max Egon von Fürstenberg. Ob der muntere Kavalier sich diesmal eine Wachsnase geklebt hat, die er in der Wärme des Kerzenlichtes langsam abtropfen ließ, erfuhren wir nicht; dieses Kunststückchen soll ihm früher viel Beifall eingebracht haben. Sogar die Zahl der geschossenen Füchse blieb uns verborgen. Mancherlei aber vernahmen wir. Aus Berlin und aus Frankfurt waren Bänkelsänger gerufen worden, die Couplets vortrugen. An den Abenden, wo Europa die Berichte über die Kaiserdebatte des Reichstages las. ‚Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudirten stürmisch und sprachen in persönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung aus.‘ Ein in Berlin sehr bekannter Cabaretier hatte mit zwei Gefährten der Jagdgesellschaft einen frohen Abend bereitet. Geschmackssache. Da an Bord der ‚Hohenzollern‘ Matrosenkapellen, vermummte Coupletsänger, Damenkomiker, Salon-

zauberer, Gedankenleser, sogar Generale als Cancantänzer gern gesehen sind, mag solches Biervergnügen auch an der Donau munden. Jagd, Frühstück im Wald, Tafelmusik, Tingeltangel, ausgelassene Heiterkeit: der Kaiser und König wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß ihn die im Reichshaus anberaumte Gerichtssitzung nicht bekümmere. Kanzler, Bundesrath, Reichstag, Staatsministerium betrauern des Reiches Noth und fordern den Thronenden auf, das Ansehen der Krone fortan besser zu wahren; das Land bebt in Krämpfen und kann seinen Gram nicht, kann seine Scham nicht länger bergen; aus spöttischem Auge blickt der Fremdling über die Grenze und scheint zu fragen, ob, was er da sieht und hört, sich wirklich im Reich Wilhelms und Bismarcks ereigne. Der Kaiser will der Welt beweisen, daß solches Getriebe ihm nicht eine Abendstunde verdüstert. ‚Mein Kurs ist der richtige und er wird weitergesteuert.‘ Der Kaiser jagt, schlägt sich, wenn der Bänkelsang einen saftigen Witz bringt, auf den Schenkel und lacht, daß die Scheiben zittern. Der Kaiser ist lustig. Er ahnt nicht, was draußen wird.

Wilhelm jagt mehr als seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten wohl je ein Regirender; und eine Jagdart, die in kurzen Stunden Dutzende, Hunderte von Thieren auf die Treiberstrecke bringt, ist von edlem Waidwerk recht fern. Aus dem Hofbericht müßte festgestellt werden, wie viele Tage im Jahr der Kaiser auf der Jagd verbringt. Er reist und zerstreut sich ein Bischen viel. Eduard macht meist Geschäftsreisen, von denen er Etwas heimbringt; geht er an die See oder in die böhmische Quellenstadt, dann lebt er wie ein reicher Privatmann und lernt dabei Leute kennen, die er sonst nicht sieht. Der bewegliche Victor Emanuel sucht im Gewühl zu verschwinden. Selbst der alte Franz Joseph lebt in Ischl kaum anders als ein wohlhabender Feldzeugmeister. Nur Wilhelm zieht immer mit dem ganzen Imperatorprunk durch die Welt. Diese Freude wäre ihm zu gönnen, wenn ihr nicht ein höchst gefährlicher Irrthum erwüchse. Wo was zu schauen ist, sammeln sich Gaffer. Wo das Auge sich umsonst sättigt, ist die Hand zum Applaus, die Kehle zum Jubel bereit. Den Wenigen, die ihm vom

Unmuth des Volkes zu sprechen wagten, hat der Kaiser lachend geantwortet: ‚Sie sind wohl nicht von hier? Auf meinen Reisen sehe ich doch, wie das Volk denkt. Zeitungschreiber und Parteibonzen nörgeln. Die Nation jauchzt mir zu.‘ Leider: weil ihr Jubel nicht aus dem Herzen kommt; nur aus heftig erregten Sinnen. Auch dem Perserschah würde zugejauchzt, wenn er in solcher Pracht einherkäme. Die Reizmittel des Caesarismus wecken in jeder Masse die Lust, mit Hand und Mund wenigstens in dem Ausstattungstück mitzuwirken, das da durch die Straßen geführt wird. Werben dem in ewiger Glorie Spazirenden aber nicht haltbare Liebe. Der Kaiser hat sich einst einen ‚Richter in Empfängen‘ genannt. Diese Empfänge werden sorgsam inszenirt und oft zuvor mit Statisten durchprobirt, bis ‚Alles klappt‘. Das Schauspiel ist ohne Eintrittsgeld zu genießen: kein Wunder, daß die Menge herbeiströmt. Nach dem grauen Alltag ein buntes Vergnügen: ‚Hurra!‘ Am Abend freut der Kaiser sich dann des Kinematographen, der den Empfangenen und die Empfänger im Bild zeigt. ‚Wie mein Volk heute wieder gejubelt hat, als es mich sah!‘ Und ist glücklich. Wenn der Dalailama in der Kutsche, der Afghanenemir auf dem Pferd gesessen hätte, wäre der Jubel vielleicht noch lauter geworden. Was er werth war, könnte Wilhelm jetzt wissen.

Nicht der Jagd nur, den Einzugsfreuden und dem Bänkelvergnügen waren die dunklen Novembertage geweiht. Als am berliner Königsplatz der Gerichtstag dämmerte, ließ das Kommando der Hochseeflotte an alle Gefechtseinheiten eine Verfügung ergehen, die offenbar der kriegsherrlichen Initiative entstammt. Lest sie; und lobet den Herrn, der Alles weislich verfüget.

Kiel, den zehnten November 1908.

Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradiren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: ‚Drei Hurras für ...‘ werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradirenden

Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando ‚Hurra' gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht.

Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren.

I. V.
von Holtzendorff.

Am siebenzehnten November wollte der Kaiser in Kiel die Rekruten vereidigen. Der wichtige Erlaß ward gewiß im Donauschloß des Fürsten Max Egon besonnen.

‚Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden', schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, ‚sich Zurückhaltung auferlegen' könne. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Thuns, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nichts stets vor dem Photo- oder Kinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regiren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt,

danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, taktlose, ungeschickte oder kompromittirte Menschen wegzujagen. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind.

Damaskus, Kiautschau, Tanger. Krüger, Stoessel, Witte, Loubet, Goluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Hale .. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Wir haben genug. Schon müssen Manuskripte, die Bekenntnisse des Kaisers enthalten, heimlich zurückgekauft werden. Schon müssen wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und die ehrenwerthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener Sitzung höhnen. Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtman, Prediger, Maschinentechniker und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden zu reifen vermag. ‚L'univers sous ton règne': Das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die Wälle einer Festung wirft, die für uns werthlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne die Zu-

stimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch zu wollen wagt.

Einem deutschen Zeitungschreiber hat der Deutsche Kaiser des Herzens Schrein nie noch entriegelt. Engländer, Amerikaner, Romanen fanden den Weg zu ihm. Auch ein Beschwerdepunkt: die bis zur Umwerbung gehende Begünstigung der Ausländer. Mancher deutsche Künstler, Gelehrte, Industrielle, Kaufmann gäbe ein Jahr seines Lebens hin, um Wunsch und Planen ins Ohr des Kaisers zu bringen. Kann aber nicht erreichen, was den Armour, Menier, Etienne, Gunsbourg in den Schoß fällt. Das Ansehen der Deutschen wird schmaler, wenn ihr Repräsentant sie seltener als Fremde in seine Nähe zuläßt. Unter den Amerikanern, die ans Ziel kamen, war auch der Journalist William Bayard Hale. Zwei Stunden lang hat der Kaiser zu ihm gesprochen. Was er da gesagt hatte, sollte veröffentlicht werden; nach dem londoner Oktoberskandal mühten die Leiter des Auswärtigen Amtes sich hastig, die Veröffentlichung zu hintertreiben, und stimmten den Verlag des ‚Century Magazine' wirklich zum Verzicht auf den fetten Bissen. Dennoch sind wichtige Theile des Berichtes ans Licht gekommen. Was Wilhelm gesagt haben soll, klingt beim ersten Hören unglaublich. England hat, da es sich den Japanern verbündete, die Sache der weißen Rasse verrathen und wird in naher Zeit für diese Sünde zu büßen haben. Der Krieg um die Zukunft des Stillen

Ozeans ist nicht lange mehr zu vermeiden. Wenn zwischen den Vereinigten Staaten und Japan der blutige Kampf beginnt, muß England wählen. Bleibt es dem Bündnißvertrag treu und ficht für die Gelben, so wird es in der weißen Welt verhaßt und verliert mindestens in Amerika seine Kolonien; daß Australien und Neuseeland ihm auf diesen Weg nicht folgen würden, zeigt schon die Einladung, die das Sternbannergeschwader jüngst an ihre Küsten rief. Läßt es die Japaner im Drang allein, so schürt deren wüthende Enttäuschung in Indien die fortglimmenden Funken; in ganzen Stößen liegen Proklamationen in Tokio fertig und der Aufruhr wäre das Werk kurzer Wochen. Diese gefährfiche Wahl wird den Briten nicht erspart. Und wer, wie Deutschland, unter britischem Hochmuth leidet, wer, wie Wilhelm, vom König Eduard zwei Jahre lang ‚geschnitten' worden ist, muß wünschen, daß diese Entscheidung nicht zu lange hinausgeschoben werde. Mit den Vereinigten Staaten ist das Deutsche Reich einig. Beide werden, mit der Hilfe der Mohammedaner, die für diesen Fall mit deutschen Gewehren bewaffnet, von deutschen Offizieren erzogen sind, gegen die anglo-japanische Koalition kämpfen, sie niederzwingen und sich China verbünden, dessen Gebiet unantastbar und allen Völkern offen sein soll. Als Preis verlangt Deutschland nur Egypten und das Recht, den Türken das Heilige Land zu entreißen. Dann droht von Asien keine ‚gelbe Gefahr'; bleibt Europa auch vor dem Schrecken britischer Hegemonie bewahrt. Das Volk, das den schnöden, niederträchtigen Krieg gegen die Buren geführt hat, ist von Gottes Zorn bedroht. Mit Frankreich wird, wenn der Britenleu erst aus der Hand frißt, Deutschland sich leicht verständigen. Britanien ist ein sinkendes Reich und sein König . . . Auf Eduards Haupt hageln die Pfeile.

Alles erfunden, heißts in Berlin; nie hat Wilhelm auch nur ein ähnlich klingendes Wort gerprochen. Von allen für die Urtheilsfindung Wichtigen zweifelt im Innernsten Keiner an der richtigen Wiedergabe des Gespräches. Sie zu bestreiten, könnte das Patriotengefühl uns drängen. Dessen Regung diesmal aber unwirksam bleiben müßte. So spricht Wilhelm der Zweite. Zu viele Leute leben, die

solche Gedanken, fast in der selben Fassung, auf Wilhelms Lippe gefunden haben; auch in Deutschland zu viele.

Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt. Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram, neue Scham uns die Kehle zu. Je schneller das Gift herauseitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zerprasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl, zuerst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in den beiden Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch gemacht und in Amerika, wo er so eifernd Liebe gesät hatte, nur Haß und Hohn geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten boten sich ihm. Er konnte dem Reich das Opfer freiwiliger Abdankung bringen oder auf das Amt des Geschäftsführers verzichten, für das er nicht paßt und das heute keinem Gekrönten und drum Unentfernbaren zufallen darf. Diesen Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Vertrauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Er will nicht in Bossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches Schicksal regiren, sondern der still thronende König und Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen wir in Geduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt, der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns wuchtig entgegenzustemmen. Nicht Friede: Waffenstillstand.

Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand, dem Prunkschauspiel, der Titelsucht entsagen, dem Schmeicheldienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn die Verfassung gründlich? Wer nur von Denen, die sie jetzt umstülpen oder flicken möchten? Sie genügt dem Bedürfniß noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Britaniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes gebeugt. Kriechet nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Seht ihn menschlich; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder

das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreter leuchtender Reichshoheit kann dieser Impressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Macht es ihm leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa aufflackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringet ihm Achtung ab; die Erkenntniß, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprecht gelassen dann, mit artiger Tapferkeit, zu den Fremden: ‚Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der des Werbens und Streichelns, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fraget fortan nicht immer nur ihm nach. Meinet nicht, Ihr Briten, weil seine vom Onkel gereizten Nerven von Weltkatastrophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Im Bannkreis solchen Spukes müßte Euer Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessenspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor der gelben, der braunen und schwarzen Menschheit in sicherer Hut. Wenn Ihr die Hoffnung aufgebt, sechzig Millionen arbeitsamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinentalwinkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst: Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen; den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Ausgabe nutzlos. Einem habt Ihr fürchterliches Planen zugetraut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merkts Alle, in West und Ost! Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt von morgen an die Entscheidung nicht. Der Versuch, ihn durch Schmeichelei zu ködern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte

machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes errechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem Arm das Land seiner Kinder bestellen. Und sein Kaiser hat auf die Möglichkeit verzichtet, Unrecht zu thun."

That was the true beginning of our end

Nach elf Jahren, im Grau des Sturmmonats, der den zweiten Geburtstag der Deutschen Republik bringt, schien Erinnerung an den Vorspuk der Revolution mir nützlich; drum habe ich Hauptstücke aus den vier Novemberheften von 1908, ohne ein Zusatzwort, hier wiederholt. Der sie schrieb, wollte weder Herausforderung zum Krieg noch feiges Geduck nach heftiger Drohgeberde; wollte würdigen Frieden und deutschem Staatswesen angepaßte Demokratie. Nach zwanzig Fiebertagen lernten gläubige Herzen wieder hoffen; denn Wilhelm, der sich am Alltag König und Kaiser von Gottes Gnaden nannte, hatte sich dem Willen der Nation gebeugt und sich der Censur des von ihm ernannten Kanzlers unterthan. Noch, wurde hier gesagt, ist zwischen Volk und Herrscher nur Waffenstillstand. Daraus wäre leidlicher Friede geworden, wenn Fürst Bülow die Stunde, deren Gefahr er muthig auf sich nahm, zu zeitgemäßer Verrückung der Machtschranken genützt und den Kaiser, der sich nach der Heimkehr an die Havel ins Bett legte und um jeden erschwinglichen Preis Ruhe erkaufen wollte, in den Entschluß zu Parlamentsregirung überredet hätte. Daß er, statt auf unverwischbare Handlung zu dringen, sich mit Worten, mit der in den Reichsanzeiger gedruckten „Zusicherung fortdauernden Vertrauens" begnügte, hat ihn das Kanzleramt, die Hohenzollern das Thronrecht gekostet. Vertrauen! Geschichtenträger, Philiner, Schranzen wisperten den Kaiser geschwind in den Glauben, Bülow habe, um sich warm in Massengunst zu betten, nebenbei auch als Werkzeug holsteinischer Rachsucht, den Allerhöchsten verrathen. Bald hörten wir, daß „mein Bernhard" nur noch mit den Namen mißliebiger Thiere oder schlichtweg als Gaukler, Seiltänzer, Hochverräther bezeichnet werde; und als den Häuptern einer

großen Fraktion in einem Lindenrestaurant von einem mit Orden behängten Ceremonienmeister bestätigt worden war, daß der Kaiser aufathmen würde, wenn der Reichstag dem lästigen Novembermann das Amt verleide, barst der Block, auf dem der geistig Behende sich felsfest gewähnt hatte. Der in Gnadenschein („Hier ist der Kerl geflogen") Verabschiedete empfahl (Monts war Trumpf) für windstille Zeit Herrn von Bethmann, für Tage internationaler Bewölkung den Grafen Bernstorff (den man seitdem, bis in den Sommer 1918, Serenissimo fern hielt); und hat, ehe er die Merkmale des Hofbannes spürte, selbst wohl geglaubt, über ein Finanzgesetz gestrauchelt zu sein. Von Hurtigen war inzwischen die Legende geschweißt und gehämmert worden, dem schuldlosen Kaiser sei schnödes Unrecht geschehen, sein arglos edles Herz eines Abgefeimten Beute geworden, Parlament und Presse ihm mindestens zu stummer Abbitte verpflichtet. Sacht fügte Alles sich wieder ins alte Gleis. Herrn von Bethmann, der unter dem Novemberwind unsanfter als der Kanzler (nur der Majestät unhörbar) geredet hatte, ging es, wie später noch oft: aus richtiger Erkenntniß hob er sich nicht in die von ihr geforderte That. Er konnte steif, konnte bockig sein, über Quark die Flagge des „allein Verantwortlichen" hissen, all seine Taschen, wenn Wilhelm ihn anrauchte, nach Cigarette und Zündzeug durchsuchen, um entschüchterten Mannesstolz in Qualm zu erweisen; hatte aber, als ein in so gewaltiges Amt Unzulänglicher, nicht die ruhige Kraft, den Machtstand zu ändern, dessen Verjährtheit er doch empfand. Aus klemmendem Drang hat er aufgestöhnt: „Für mich ist eben das Schlimme, daß ich vor dem Krieg eine so miserable Stellung hatte!" Als miserabel war sie ihm bewußt, der durch Glanz wanderte und einen Troß achtbarer Bewunderer um sich sah. Nicht viel besser war die Stellung des Herrschers, der als Prinz mit dem Musterjüngling Bethmann den ersten Rehbock geschossen hatte. Von der Novemberkrisis wurde zwar nur noch als von argem Versehen, von Unbill gesprochen; doch nie wieder hat nach diesem Windbruch der Glaube an Majestätrecht sich in die alte Wipfelhöhe gereckt. Hielt Schwachheitgemeinschaft die Grundverschiedenen, den Theatraliker und den Magister, so dicht,

so lange zusammen? Beide scheuten Entschluß und brüsteten sich dennoch gern in Verantwortungpflicht. Beide waren jedem schaumigen Einfluß breit offen und wollten als unbeirrbar einsame Wolkenkreiser gelten. Beide haben sich niemals in die Urgesetze der Akustik und Optik einfühlen gelernt. Ihr Ziel war: Prestige; fahles aufzuhellen, neues zu erwerben. In wirrem Strebensgetümmel wurden die Bleibsel des Vertrauensstoffes zerzupft, dann zerfetzt. Auf den Panthersprung nach Agadir folgt der Kongosumpfvertrag; auf Friedensgelübde hastige Heeresmehrung; auf die Gewährung des Reichswahlrechtes an Elsaß-Lothringen die Groteske von Zabern; auf die Bekränzung der Zarenminister Kokowzew und Sasonow das deutsche Dardanellenkommando. Frankreich soll von England, dann England von Frankreich weggelotst werden. Rauhes Wort verprellt Italien, Rumänien. Churchills, Haldanes, Greys Fühlversuch wird abgewehrt. Als ein Bordgefährte ersucht worden ist, auf der Elbe den Kaiser in die Vorstellung zu gewöhnen, daß Südslawen und Walachen, nach der Abrechnung mit der Türkei und Bulgarien, sich gegen Oesterreich-Ungarn umkehren, den Enkeln von Rom und von Hellas, von Kiew und Moskau zu diesem Rächerwerk sich verbünden werden, daß der Kampf wider Unabwendbares thörichter Frevel, ertragloser, daß Habsburgs Monarchie nur noch als ein Bund selbständiger Staaten zu halten sei, hitzt schon der erste Plaudervortrag den stets Entzündlichen in Feuer und Flamme. „Absolut richtig; auch dem Thronfolger wirds einleuchten.“ Der 1913 so sprach, ist nach Franz Ferdinands Ermordung bereit, für Unhaltbares gegen Unabwendbares alle Lebenskräfte deutscher Nation einzusetzen. Bereit? Weder er noch sein fünfter Kanzler sehnt sich in Krieg. Doch Beide frieren in dürrem Schemenreich, bangen um ihres Namens Ruf, wagen sich nicht in Gemurr, das sie lässiger Schlaffheit zeihen könnte. Und den Greis in Schönbrunn schreckt der Verdacht, er wolle den Mord, der den lieblosen, ungeliebten Neffen hinstreckte, nicht sühnen, Führersruhm, den er selbst nicht mehr erringen könne, keinem Anderen gönnen. Jeder der Drei warf sich aus Angst vor Pfützen, um den Fuß aufspritzenden Lachen in den Gischt wilder Meeresdünung. Der Dreibund war längst entkräf-

tet, der Ansehenskredit im Westen verzettelt, verklimpert, der Flirt mit Frankreich, Britanien, Amerika fruchtlos verblüht. Aus allen Ecken der Welt, die sich von List gefoppt glaubt, lodert Wuth auf, weil der Kaiser, der sich ihr an der Rampe täglich als Friedensbürgen empfahl, Kriegserklärungen ausspeit, in Luxemburg und Belgien einbricht, das ächzende Serbien bedroht und obendrein, bis an die Zähne gepanzert, sich ins Nothwehrrecht des tückisch Ueberfallenen spreizt. Sein Wort hat Weiße, Gelbe, Schwarze gekränkt oder enttäuscht. Die lechzen nun nach Vergeltung. Und ihr Bannfluch gesellt dem Kaiser die Nation, die ihn, trotz dem Erlebniß von 1908, schalten ließ, freie Menschheit nie achten lernte, dem Eroberertrieb verschworen scheint. So ists gekommen.

„Allerhöchstderselbe legt auf Wilsons Friedensvermittlung gar keinen Werth. Es wird vorgegangen!“ Der Ausschuß der Nationalversammlung möchte ermitteln, ob vor der Ansage hemmunglosen Unterseekrieges Friedensschluß möglich war. Das, meine Herren, ist nicht zu ermitteln; und ein Verfahren, das einen Botschafter zwingt, von Verhandlung mit dem amtlosen Freund eines fremden Staatshauptes den Schleier zu heben, kann deutscher Diplomatie das fürs Nächste recht heikle Geschäft nicht erleichtern. Nutzlose Plage. Niemals war, in keiner Stunde, unter den von der Obersten Heeresleitung gebilligten Bedingen Friede zu erlangen. Die war in weiten Bezirken der Technik ungemein tüchtig; in strategischer Vorschau hat sie oft, in politischer immer geirrt. England hat nicht, wie sie meinte, vor der Entfesselung des Tauchbootkrieges gezittert, sondern ihn, trotz klarer Erkenntniß seiner Schrecken, mit allen Sehnenskräften herbeigerufen: weil er ihm die Kampfgenossenschaft mit den Vereinigten Staaten, also, früh oder spät, sicheren Sieg verhieß. Deshalb trug die Antwort auf Wilhelms umwickeltes Friedensangebot vom Dezember 1916 ein Stachelkleid. Und weil Männer, die schwere Berufsarbeit in apolitisches, antipolitisches Trachten erziehen mußte, nicht von Staatskunst gebändigt wurden, ist zehn Jahre nach dem Novembersturm Heereszerrüttung, Revolution und Republik geworden.

Das Gelobte Land*)

Um in das Dunkel des sozialen Traumlandes, von dem Keiner ernstlich redet, weil Keiner ehrlich daran glaubt, endlich Licht zu bringen, wollen wir einen Schnitt legen durch ein vollsozialisirtes Deutschland der Zukunft, und ihn so bestimmen, daß der wirthschaftliche und gesellschaftliche Zustand schon etwa ein Menschenalter angehalten haben soll, also einigermaßen stationär geworden ist. Bei normalem Fortschreiten könnte ein solcher Zustand gegen Ende des Jahrhunderts eintreten.

Wir wollen ferner zwei sehr optimistische Voraussetzungen machen: erstens, daß technischer Fortschritt unsere Deklassirung und Distanzirung gegenüber dem Auslande bis zu einem erträglichen Verhältniß ausgleicht; zweitens, daß durch eine gewaltige und rechtzeitige Reform des Erziehung- und Bildungwesens, deren geringster Aufwand auf etwa drei Milliarden zu schätzen ist, der völlige Kulturbruch verhütet ist. Diese Reform muß frühzeitig eingesetzt haben; nach vollzogener Thatsache ist ihre Bewilligung unwahrscheinlich. Eine dritte, weniger optimistische, dafür um so wahrscheinlichere Voraussetzung tritt hinzu: daß die westlichen Gebiete einen stetigeren und entsprechend langsameren Gang der Sozialisirung einschlagen und daß im Zeitalter des Vergleiches insbesondere Amerika sich noch nicht auf der Stufe der Vollsozialisirung, sondern des Staatssozialismus befindet. Hierdurch wird unkritisch interessirten, professionellen Gegnern (was gern geschieht) die Arbeit erleichtert; sie können mit der Fanfare der Weltrevolution auf einen Schlag alle unsere weiteren Betrachtungen abblasen.

Wir haben mit dem Kriterium: Das arbeitlose Einkommen ist abgeschafft und reiche Leute giebt es nicht mehr, die Vollsozialisirung gekennzeichnet. Zunächst müssen wir diese Kennzeichnung einschränken, denn das Kriterium tritt nicht (und niemals) restlos ein.

Nach Theorie und Gesetz ist Jeder angestellt; für seine Arbeit oder Nichtarbeit bekommt er Etwas, und was er bekommt, Das kann er nach Belieben verbrauchen, verzehren, aufbewahren, verschenken, vernichten oder verspielen. Anlegen,

---

*) Ein Kapitel aus der Schrift „Die Neue Gesellschaft“, die im berliner Verlag S. Fischer in diesen Tagen erscheint.

auf Zins geben, in Kapital verwandeln kann er es nicht, weil es keine privaten Unternehmungen oder Produktionmittel mehr giebt.

Jede dieser Voraussetzungen ist so lückenhaft, daß nicht blos kleine Abweichungen und Toleranzen zugelassen werden, sondern vielmehr die Weitmaschigkeit des Systems nur noch einen rohen Annäherungzustand gestattet.

Freilich ist Jeder angestellt und für eine Mindestarbeit entlohnt; doch Niemand kann gehindert werden, in seinen Mußestunden eine Höchstarbeit für sich selbst zu betreiben und zu verwerthen. Er kann durch künstlerische, wissenschaftliche, kunstgewerbliche, technische Nebenarbeit, durch Dienste und Hilfeleistungen, durch Rathschläge, Unterhaltungen, Fremdenführung, Auslandreisen sich nützlich machen; und keine Gesetzgebung wird ihn hindern, die Nützlichkeit in Einnahmen, auch wenn sie nur in Tauschgütern bestehen, umzusetzen. Spiel und Wetten werden blühen und Viele bereichern. Wer das Seine verloren und die Aushilfe der öffentlichen Vorschußeinrichtungen erschöpft hat, setzt Brotverleiher, Fleischverleiher, Kleiderverleiher in Nahrung. Eben so, wer aus Leidenschaft Anschaffungen macht, die seinen Lohnstand überschreiten. Allenthalben entstehen Privatlager an Gebrauchsgütern, die an die Stelle der früheren Vermögen treten.

Durch die Kraft der Verlockung entfaltet sich Schmuggel und Schieberei zu einem Umfang, der alle Widrigkeiten der Kriegs- und Revolutionzeit übertrifft. Fremde und Auslandsagenten, die den Ausfuhrhandel „von Regirung zu Regirung" besorgen, helfen die Hamster- und Sparlager verwerthen. Man rückt Bürgern zu Leibe, weil ihr unsinniger Aufwand des gesetzlichen Lohnstandes spottet; sie erklären: Dies habe ich von Freunden bekommen, Jenes habe ich eingetauscht, Dies haben mir Fremde mitgebracht, Jenes hat mir mein Verwandter aus Amerika geschickt. Gesetze, Kontrolen, Terror: es wirkt so lange, wie keine Faser und kein Halm im Lande ist; es versagt, wenn die Hungersnoth zum ersten Mal weicht. Große, im Ausland und Inland zinsbar angelegte Vermögen entstehen und wachsen durch Uebertretung und Bestechung. Der Schieber, der echte Sohn der „großen" Zeit, stirbt nicht aus, er wird je zäher, je mehr man ihn verfolgt, er ist der reiche Mann im Lande der Zukunft und bildet eine dauernde politische Gefahr, wenn er sich mit Seinesgleichen verbündet.

So lange nicht eine völlig veränderte Geistigkeit einkehrt,

die den Menschen vom Besitz löst und dem Gesetz zuwendet, die Leidenschaften bändigt und die Gewissen schärft, ist der Leitsatz: Es giebt keine reichen Leute und arbeitlosen Einkommen, einzuschränken in die Formel: Es sollte keine geben.

Ohne gründliche Aenderung der Mentalität werden aber auch die gesetzlichen Lohneinkommen geradezu groteske Verschiedenheiten zeigen und sich mit einer Schroffheit, die wir heute nicht kennen, dem Seltenheitwerth der Begabung, der Unentbehrlichkeit und der Beliebtheit anpassen. Eine Ministernothdurft, eine Professorennahrung, ein Soldatenunterhalt wird nach wie vor durch das Mißverhältniß von Angebot und Nachfrage gedrückt sein. Doch man denke, was eine zehnjährige Uebung im Lohnkampf- und Strikegeschäft den Beliebtheiten, Berühmtheiten und Unentbehrlichkeiten unter Parteinahme des Publikums einbringt. Beliebte Rennreiter und erfolgreiche Chirurgen, Spielklubleiter, Tenöre, Lebedamen, Possenautoren, Meisterschaftathleten könnten schon heute, wenn sie sich klassenbewußt zu nachhaltiger Ausnutzung der Lohnkonjunktur vereinigten, sich jedes gewünschte Einkommen zusprechen. Selbst in der Form reiner Naturalwirthschaft wird die Kinodame oder ihre Nachfolgerin der Regirung vorschreiben, welche schmückenden Natur- und Kunstprodukte ihr zur Erfüllung des Berufes unentbehrlich sind, welche Lebensverhältnisse ihr zur Aufrechterhaltung der Stimmung bereitet werden müssen.

Nach den höchsten Seltenheitwerthen werden Organisatoren, Volksführer, Schriftsteller und bildende Künstler ihre Forderungen anmelden und durchsetzen. In weitem Abstande kommen die gelernten, mehr oder minder austauschbaren Kräfte. Die Russen glaubten in den ersten Monaten, mit drei Versorgungstufen auszukommen, die sich in einem Spielraum von etwa Eins zu Zwei bewegten. Aendert sich die herrschende Denkweise nicht von Grund auf, so wird man einer künftigen Gesellschaft einen Spielraum des Einkommens in der Größenordnung von Eins zu Tausend zuerkennen müssen.

Der Satz: Es giebt keine reichen Leute mehr, bedarf also einer zweiten wesentlichen Einschränkung: es wird Leute von außerordentlichem Naturaleinkommen geben, zu dem Ansprüche auf persönliche Dienstleistungen treten, welche die Bevorzugten sich ausbedingen.

Die Struktur der Lebensansprüche ähnelt also in ihrem äußern, arithmetischen Aufbau der heutigen viel mehr, als man

denkt; um so größer sind die Unterschiede des inneren, persönlichen Aufbaues. Die Wegrichtung nehmen wir schon heute wahr.

Aufwand und Luxus giebt es, und wer ihn treibt, Das sind so wie heute, mehr noch als heute, die Schieber, Glückspilze und Abenteurer. Unmäßiger Besitz wird widerlicher, als er ist; ob weniger geschätzt, hängt vom Stande der Sitten ab, den wir noch zu betrachten haben. Es ist wahrscheinlich, daß, aller Gesetzgebung zum Trotz, Besitz sich rascher und rücksichtloser in Aufwand und Genuß umsetzt als heute.

Die Reste des heutigen Mittelstands- und Wohlstandsbesitzes aber sind aufgesogen, die Familien, die seit Menschenaltern den sichtbaren Geist Deutschlands tragen, werden weniger als andere durch Schieberei und Gesetzesüberschreitung Sondervortheile erschleichen; sobald ihr mäßiger Besitz weggesteuert und verzehrt ist, werden sie in der allgemeinen Bedürftigkeit der normal Wirthschaftenden aufgehen.

Der Luxus, der sich in Straßen und Häusern zeigt, wird etwas Verfängliches haben; man wird wissen, es geht nicht mit rechten Dingen zu, man wird aufpassen und denunziren: und enttäuscht feststellen, daß nichts nachzuweisen ist; man wird die Wohlhabenden halb verachten und halb beneiden; die Frage, wie man die Umgehungen unterdrückt, wird die Hälfte der öffentlichen Erörterungen ausmachen, wie etwa jetzt die Frage des Kapitalismus. Der verhaßte Anblick des Wohllebens aber wird im Inland (geschweige im Ausland) der bedürftigen Gesammtbevölkerung nicht entzogen sein: der Kapitalismus hat einen anderen Namen und andere Vertreter bekommen.

Die große Dürftigkeit des einigermaßen gebildeten und verantwortlichen Durchschnittes wird man nicht als Folge unabänderlicher Weltordnung noch als persönliches Mißgeschick hinnehmen, sondern als Wirkung unzulänglicher Regirung verurtheilen; und die aufsteigenden Umsturzmächte des Fünften, Sechsten und Siebenten Standes werden zu Gunsten neuerlichen Umsturzes die Verstimmung nähren.

Denn die größere Gleichförmigkeit der durchschnittlichen Lebensführung und ihre Kümmerlichkeit hebt an sich die Schichtung des Volkes nicht auf. Daß hier die Heilkraft der mechanischen Einrichtung versagt, habe ich oft genug dargethan.

Zunächst bleiben drei, wahrscheinlich vier, trotz aller Armuth sich absondernde, durch Zusammenhalt und geistigen Besitz nicht machtlose Schichten bestehen. Das bolschewistische

Mittel, sie physisch zu töten, versagt wegen ihrer Menschenzahl; Verfolgungen schweißen sie enger zusammen und um ihrer überlieferten Erfahrung, Gesinnung und Fähigkeit willen muß man sie immer wieder von Zeit zu Zeit hervorholen und heranziehen.

Die erste Schicht ist die des feudalen Adels. Die geschichtlichen Namen sind aus der Vergangenheit des Landes nicht zu tilgen, auch in der Verarmung werden ihre Träger beachtet, um so mehr, wenn sie, was zweifellos geschieht, die körperliche Züchtung und die sichtbar gestaltete Ueberlieferung der Lebensform und Gesinnung sich erhalten. Ihr Zusammenhalt stärkt sie, ihre Verschwägerung mit dem Adel des Auslandes giebt ihnen diplomatisch wichtige Beziehungen; Beides haben sie mit dem Katholizismus und dem Judenthum gemein. Neigung und Eignung zum militärischen Beruf und zur Verwaltungarbeit wird ihnen treu bleiben; die reaktionäre Gesinnung wird abwechselnd zu Erfolgen und zu Mißerfolgen führen und in Beidem den inneren Zusammenhang der Schicht kräftigen. Der unausbleibliche Rückschlag zu romantischer Werthung wird jeder anderen führenden Schicht, vor Allem dem entstehenden Beamtenadel, die Verbindung mit alten Namen werthvoll machen.

Dieser Beamtenadel bildet die zweite der sich aufwerfenden Schichten. Die ersten Staatsleute der neuen Epoche, so groß oder so klein ihre Leistungen sein mögen, bleiben unvergessen. Ihre Nachfolger stehen in Achtung als Träger bekannter Namen, in ihren Familien erhält sich politische Praxis, Personenkenntniß und Beziehung, Väter sorgen zu Lebzeiten für Söhne und Töchter und bringen sie auf den Weg. Aus dieser und der ersten Schicht wird man gern die Auslandvertreter des Staates wählen, dadurch erhält sich eine Anpassung an internationale Lebensweise und Gesellschaft, man verfügt über Repräsentationmittel und findet die Möglichkeit, auch im Inlande die Lebenshaltung zu erhöhen. Der irreguläre Wohlstand wird viel aufbieten, um Beziehung zu diesen Kreisen zu gewinnen, die manchen Hebel der Staatsmaschine in Händen halten.

Der dritte Kreis besteht aus den Nachkommen der ehemals geistig und wirthschaftlich führenden Schicht. Hier herrscht eine Stimmung, die mit derjenigen der Refugiés, Emigranten und Hugenotten zu vergleichen ist. Je tiefer die äußere Macht gesunken ist, desto zäher lebt die Erinnerung. Jede Familie kennt jede andere und hält den Glanz ihres Namens hoch, der sich legendär verherrlicht, um so mehr, wenn die soziale Gesellschaft demonstrativ den Werth der alten Kulturleistungen verkennt.

Man legt sich die äußersten Entbehrungen auf, um ein Erbstück, ein Musikinstrument, eine Bibliothek, eine Handschrift, ein paar Gemälde von Geschlecht zu Geschlecht zu bewahren. Kargheit und Puritanismus wird gepflegt, um Erziehung, Bildung und Geistigkeit, so weit es möglich ist, auf der Stufe der Vorzeit zu halten; in diesen Kreis flüchten sich Bildung, Lebensart als Selbstzweck, Religiosität, klassische Musik, künstlerisches Verständniß. Dieser Kreis wird von keinem anderen verstanden, er sondert sich ab, in Beruf, Gewohnheit, Tracht und Form verschieden. Er stellt der neuen Gesellschaft die Gelehrten, die Geistlichen, die höheren Lehrkräfte, die Vertreter der selbstlosesten und geistigsten Berufe; ähnlich den mittelalterlichen Klöstern bildet er eine Insel der Vergangenheit. Sein Einfluß wächst und sinkt periodisch mit der Zeitströmung, seine Achtbarkeit bleibt durch freiwillige Entbehrung, Wissen und Lauterkeit gewahrt.

Eine vierte unangreifbare und einflußreiche Schicht bilden nach aller Wahrscheinlichkeit die mittleren Landwirthe und selbständigen Bauern. Gleichviel, ob man die Sozialisirung des Bodens radikal durchführt (wahrscheinlich ist sie nicht): sie bleibt auf dem Papier. Denn selbst ein Stand sogenannter Staatspächter, Domänenverwalter oder Genossenschaftleiter wäre einem Stande unabhängiger Landwirthe sehr ähnlich, durch überlieferte Erfahrung, durch Ansässigkeit in sich geschlossen und begrenzt, durch die Wichtigkeit des Berufes, Unersetzlichkeit und Individualisation selbstbewußt und selbstherrlich, in der Lebensführung schwer beschränkbar. Hier erhalten sich konservative Traditionen des Landes in starker, defensiver Opposition, die auch politisch niemals ausgeschaltet werden kann und die der radikalen städtischen Demokratie ein Gegengewicht bietet.

Spannungen und Spaltungen allenthalben. Der Zustand der Einschichtigkeit wird ohne Sinnesänderung von Grund auf nicht erreicht, die Politik bleibt von Parteikämpfen, die Gesellschaft von Schichtenkämpfen erregt und erschüttert. Ein anderes Bild als die utopisch verheißene paradiesische Weidegemeinschaft der Löwen und Schafe.

Die Verstimmung gegen den ungesetzlichen Wohlstand der Schieber ist allen gemeinsam, aber alle stehen unter der Gefahr der Ansteckung. Die Fronde des Feudalismus wartet auf Gelegenheiten. Der Beamtenadel bestrebt sich, die Staatsmaschine zu monopolisiren. Die Refugiés des Geistes sind mißliebig geachtet, im Verdacht geistigen Hochmuthes; und pochen auf

ihre Unentbehrlichkeit. Die Landwirthschaft wird gefürchtet, wenn sie sich gegen die Städte auflehnt. Die herrschende, mehr oder weniger gebildete demokratische Masse der Städte erwartet ungeduldig und unzufrieden den allgemeinen Wohlstand, der sich nicht einstellen will, giebt abwechselnd den vier mächtigen Schichten und den Schiebern die Schuld und kämpft in sich um gruppenweise Verbesserung der Lebensbedingungen.

Die Lebensbedingungen aber gehen nicht vorwärts, sondern rückwärts. Vom ersten Tage der Revolution an ist die Leistunghöhe der Nation abgesunken. Die absolute Arbeitleistung, der relative Wirkungsgrad dieser Leistung, die Qualität hat sich verschlechtert. Unter verringertem Umsatz hat die Güte der Produktion, die Forschungarbeit, die Vervollkommnung gelitten. Die technischen Einrichtungen haben sich vom Raubbau nicht erholt. Die Hilfindustrien, die Zuthaten, die Urprodukte haben sich verschlechtert. Mangelnde Schulung, Unbändigkeit der Jugend, verlorene Handfertigkeit verschulden den Rückgang der Qualitätarbeiterschaft. Eine Generation an technischen, gelehrten und wirthschaftlichen Führern ist ausgefallen. Hochschulen, Forschunginstitute Lehranstalten sind an diesem Ausfall betheiligt. Die technische Führung ist verloren. Der Rückgang der Qualität hat den Absatz abermals verringert und entwerthet. Es kann nur noch hergestellt werden, was billig, mühelos, ohne überlieferte Handfertigkeit, ohne höhere Berechnung und Forschung erzeugt werden kann; man ist hinsichtlich aller Neuerungen und aller hochwerthigen Ausführungen vom Ausland abhängig. Die technische Atmosphäre ist geschwunden, der Charakter der Landesarbeit ist billige Lohnarbeit.

In den Revolutionwochen traten Straßenredner auf und sagten: Fünfhundert russische Professoren haben unterschrieben, der Kulturstand sei nie so hoch gewesen wie unter dem Bolschewismus. Berlin glaubte ihnen. Um Rußland zu kultiviren, bedarf es zunächst einmal einer Million Volksschulen mit einem Jahresaufwand von mehreren Dutzend Rubelmilliarden, einer entsprechenden Zahl höherer Lehranstalten und Hochschulen; wenn jeder gebildete Russe die nächsten zwanzig Jahre Lehrer würde, so reichte es nicht hin. Von Eisenbahnnetzen, Urproduktionen, Landwirthschaft nicht zu reden. Das Gebäude einer Civilisation und Kultur kann nicht mit einem Schlage zerstört werden; erwachsen kann es nur in Jahrzehnten und Jahrhunderten. Die Pflege des Baues aber erfordert unablässige Arbeit und ungestörte Ueberlieferung. Der Einbruch, der bei

uns geschehen ist, könnte nur dann vernarben, wenn vervielfachte Arbeit, Geistes- und Willenskraft eingesetzt würde; diese Hoffnung besteht nicht.

Wir sind mit der Frage der Schichtung und inneren Spaltung nicht zu Ende. Zum täglichen Kampf tritt die revolutionäre Bedrohung. Revolution gegen Revolution: wie ist Das möglich? Vom reaktionären Umsturz wollen wir nicht reden, sondern nur vom aktivistischen.

In früherer Schrift*) habe ich die Lehre der kontinuirlichen Revolution entwickelt. Hinter jeder erfolgreichen revolutionären Bewegung steht eine neue, die eine Negation mehr vertritt als die voraufgegangene. Hinter den Adelsrevolten standen die bürgerlichen, hinter den bürgerlichen die sozialen. Hinter dem herrschenden Vierten Stande erhebt sich der Fünfte, hinter ihm wird der Sechste sichtbar. Wenn der Neunte dereinst den reinen Anarchismus vertritt, so mag der Elfte eine Häuptlings- und der Zwölfte eine unbeschränkte Königsherrschaft proklamiren.

Heute herrscht der Mehrheitsozialismus, gesellschaftlich gesprochen, die rechte Hälfte des Vierten Standes, der ältere, geschulte, arbeitwillige Gewerkschaftarbeiter, über die Revolution erstaunt, sie nicht als ganz legitim betrachtend, enschlossen, das Bestehende zu schützen, sofern ihm einige Selbstbestimmung und materieller Spielraum erhalten bleibt.

Die linke Hälfte besteht aus den Jüngeren, militärisch Verdrossenen, nicht sachkundig, doch selbständig Urteilenden, die noch immer arbeiten, doch eben so gern politisiren. Ihnen als den Aufstrebenden schließen sich die Theoretiker der Schule an. Die Bezeichnung ist charakteristisch: Unabhängige; das Ziel: Alle Macht den Räthen, ist russisches Provisorium.

Der Fünfte Stand taucht empor: Arbeitunwillige. Die Anderen nennen ihn Lumpenproletariat. Enttäuschte, Deklassirte, die vom Putsch profitiren. Ziele noch unbestimmt, nebensächlich, Lieblingausdruck: Bluthund, wenn von den Machthabern oder Regirungtruppen die Rede ist. Theilweise noch solidarisch mit der linken Hälfte des Vierten Standes, embryonal verbunden mit dem Fünften: der Sechste.

Das sind grundsätzlich Arbeitscheue, innerlich und äußerlich Kranke und der Gesellschaft Entfremdete, durch Leiden, Strafen, Laster, Leidenschaften Ausgeschlossene, sich selbst Ausschließende, Gesetze und Sitten Verneinende; Schmerzens-

*) „Kritik der dreifachen Revolution.“

kinder der Städte, Beklagenswerthe; nicht Auswurf, sondern lebendiger Vorwurf der mechanisirten Gesellschaft. Politisch sind sie noch undifferenzirt, durch Verneinung ihren Vorläufern verbunden. Wenn sie ins Licht der Politik treten, so werden sie eine Art syndikalistischer Kommune fordern.

Tiefer können wir heute in den unentfalteten Keim der fortlaufenden revolutionären Negationen noch nicht einblicken. Die unendliche Reihe aller denkbaren Prinzipienforderungen ist in ihm enthalten; und es wäre gänzlich falsch, in dieser Reihe eine Stufenfolge abnehmender Sittlichkeitbegriffe zu sehen, wenn auch die ersten Etapen zunächst bis zur völligen ethischen Verneinung fortschreiten. Später kommen Rückbildungen politischer, ethischer, religiöser Art, und jedes Mal schließen sich der prätendirenden Schicht Ueberläufer und Bekehrte, vor Allem Enttäuschte und Ehrgeizige der vorausgegangenen Schichten an.

Die Zahl der Revolutionen wächst ins Ungemessene und jede einzelne, mag sie noch so fleißig den Abscheu vor Blutvergießen im Munde führen, hat nur die eine Hoffnung und Möglichkeit: durch Waffengewalt sich gegen ihre Nachfolgerin zu schützen. Die groteske Unehrlichkeit des Spiels liegt darin, daß jede Prätendentin den erfolgreichen Vorläufern Blutherrschaft vorwirft, während sie selbst schon im Voraus ihre Truppenmacht vorbereitet.

Also auch diese Hoffnung ist gänzlich eitel, daß in einem vorgeschrittenen Gesellschaftwesen Beständigkeit herrscht, daß eine mechanisch herbeigeführte Brüderlichkeit weitere Revolutioneen ausschließt und ein Reich einer vorher festgelegten Gerechtigkeit verewigt.

Der grimmigste Haß aber wird bestehen im Lager der engst Verbundenen: nämlich zwischen Hand- und Kopfarbeitern, zwischen Führern und Geführten, und dieser Haß wird um so unversöhnlicher sein, wenn Jedem der Aufstieg freisteht und Keiner vor sich selbst mehr die Entschuldigung hat, er sei ein Opfer übermächtiger Welt- und Wirthschaftordnung. Heute wird dieser Haß noch überdeckt vom allgemeinen Klassenhaß, vom Haß gegen die Monopolisten der Bildung, des Standes und des Kapitals. Zu Grunde liegt aber heute schon der allgemeinere Bruderhaß des Unterlegenen, und wenn jene drei Monopole gefallen sind, wird er in seiner kainitischen Ursprungsform hervortreten. Es gibt kein mechanisches Mittel, das ihn besänftigt. Menschliche Ungleichheit ist nicht zu be-

heben, menschliche Leistung und Arbeit bleibt verschieden und menschliches Glückstreben lehnt sich auf.

Wir haben die materiellen Grundlagen und die Schichtung der vollsozialisirten Gesellschaft betrachtet und wenden uns zu ihrer Lebensführung.

Die Gesellschaft ist arm, der Einzelne ist arm. Die durchschnittliche Lebensführung entspricht besten Falls Dem, was man im Frieden von einem Dreitausendmarkeinkommen verlangen konnte. Die Bedürfnisse aber sind nicht mittelalterlich vereinfacht (daran hindert die Dichte der Bevölkerung und die Komplikation des Berufes), sondern mannichfach und differenzirt und überdies durch den Vergleich des Auslandes, das Vorbild der verschwenderischen Schieber und die laszive Freiheit des Lebenswandels geschärft. Das herkömmliche Gartenstadtidyll der Architekten und Kunstgewerbler ist eine Utopie vom Wirklichkeitwerth der arkadischen Schäfereien Marie Antoinettes.

Die Dinge des Gebrauchs und Verbrauchs sind normalisirt und typisirt. Doch glaube man nicht, daß sie geläuterten Zeichnungen und Vorbildern entsprechen. Der Geschmack des Künstlers kämpft mit dem Geschmack der Menge und muß, da keine entscheidende Instanz ihm zur Seite steht, Kompromisse schließen. Die Kompromisse aber bestehen in billiger Nachahmung ausländischer Muster, denn im Ausland besteht ein Kunstgewerbe und keine Gesetzgebung kann verhindern, daß seine Schöpfungen, sei es in Abbildungen, sei es in Natur, ins Inland gerathen und bewundert werden. Die halben oder ganzen Nachahmungen werden aus Ersatzmaterial, so billig wie möglich und so gut oder schlecht, wie es der verbleibende Rest von Handfertigkeit gestattet oder vorhandene Spezialmaschinen es zulassen, gefertigt. Billigkeit und bequeme Herstellung ist das höchste Prinzip, denn bei eng beschränkten Mitteln will Niemand eine Sache ganz entbehren; die Mode aber hört nicht auf: und somit wird nicht Dauerhaftigkeit, sondern häufig erneuter Wechsel erstrebt.

Wie weit wird veränderte Erziehung die Sachwünsche der Männer und Frauen vereinfachen und ihren Geschmack läutern? Vermuthlich nur wenig, denn gute Vorbilder werden selten, Armuth macht nich wählerisch und der souveraine Volksgeschmack entscheidet. Von dieser Frage aber hängt es ab, ob ordinärer Schmuck und Tand, Scherzartikel und Bazargräuel die Wünsche der Gemüther erfüllen.

Aus Geldnoth sind die Dinge alter Kunst und alter Gewerbe abgewandert oder aus Unachtsamkeit zerstört. Eine alte Tasse, einen Kupferstich mag man hier und da noch finden, wie heute in ausgeräumten Landstrichen; doch diese Gegenstände stehen außer Zusammenhang, einen Künstler mögen sie anregen. Wer Etwas für sich wünscht, Ding oder Leistung, das in der Gleichform der allgemeinen Lebensführung nicht enthalten ist, das gleichsam außerhalb der gebilligten Bedürfnißliste steht, Der muß es mit langwierigen Entbehrungen erkaufen. Eigenbesitz an Büchern, Musikinstrumenten, Kunstwerken; Reisen außerhalb der vorgeschriebenen Gesellschaftfahrten sind seltene Dinge, ein eigener Baum, ein eigenes Reitpferd sind legendär.

Vom Luxus nimmt also der entschuldbare Theil ein schnelleres Ende als der unentschuldbare. Der Aufwand, der zur Bildung, zur Schönheit, zur Kräftigung neigt, geht zu Grunde, das Reizmittel, der Schund und Unfug, der Tand, Ersatz und Schwindel bleibt. Nicht die vierschrötige Einfachheit des Burenhauses entsteht, sondern der Rummel der Vorstadt. Es mag nicht Jedem leicht und Vielen nicht bequem sein, sich den Anblick eines durch und durch proletarisirten Landes vorzustellen; die Schwierigkeit rührt daher, daß wie auf Verabredung die populäre Meinung sich einen Verbrauchsanspruch des Haushaltes vorspiegelt, der den wirklichen um etwa das Zehnfache übertrifft. Die zu Amt und Würden gelangten proletarischen Führer haben es leicht, in sich und Anderen die Vorstellung zu erwecken, daß sie ein sogenanntes bürgerliches Dasein mit allen Verfeinerungen vergangener Kulturansprüche estreben und billigen; wie sie sich mit stillschweigender Selbstverständlichkeit des Lieferantenthums der Plutokratie bedienen, so glauben sie, die Anleihen, die sie bei der bisherigen Civilisation und Kultur aufnehmen, aus den Erträgen der künftigen Gesellschaftordnung einlösen zu können.

Was ein Volk jährlich zurücklegt, Das erkennt man am Bauen. Es wird wenig gebaut werden. Abgesehen von einigen pflichtmäßigen Gartenstädten, die man des Prinzips wegen für wenige Tausend bevorzugte Haushaltungen errichten wird und die vielleicht niemals vollendet werden, wird man sich Jahrzehnte lang mit immer neuer Eintheilung und Ausnutzung der alten Bauten begnügen, alte Paläste, bis unters Dach mit Haushaltungen angefüllt, werden in Gemüsegärten stehen und abwechseln mit ausgeräumten Geschäftshäusern im Inneren zurück-

gegangener Großstädte. In den äußeren Straßen werden die Alleebäume niedergeschlagen sein und in den inneren Straßen wird Gras aus den Pflasterritzen wachsen.

Lange glaubte man, die Vorliebe der Landschaftbilder des siebenzehnten Jahrhunderts für Ruinen mit eingenisteten Hütten beruhe auf Romantik; Das trifft nicht zu, man hat nur gemalt, was man nach dem Dreißigjährigen Kriege allenthalben im Lande sah. Man glaube aber nicht, daß meine Darstellung vorzugsweise von der Betrachtung der Kriegsfolgen geleitet sei; freilich werden sie das Bild der Zukunft verdüstern, doch die Schatten, die ich so spärlich wie möglich einsetze, sind im Wesentlichen der Ausdruck einer im Wirkungsgrade stark verminderten Wirthschaft, verbunden mit der Gleichförmigkeit der allgemeinen Proletarisirung und dem Wegfall korrigirenden vernünftigen Einzelaufwandes und beeinflussenden Vorbildes.

Lichtseiten des materiellen Lebens wird ein gewisser Kollektivaufwand bilden, den auch eine dürftige Gemeinschaft sich leisten kann. Je schwerer man sich durch die Entbehrungen des Hausstandes bedrückt und der Häuslichkeit entfremdet fühlt, desto ungehemmter wird das Leben in die Oeffentlichkeit getrieben. Der unbefriedigte private Anspruch wird auf den kollektiven Anspruch abgewälzt. Die Menschen sammeln sich in Straßen und öffentlichen Lokalen, die Verkehrhaftigkeit steigt, und um so mehr, als jeder Akt des Lebens, auch der kleinste, zum Gegenstand der Besprechung, Berathung, Abstimmung, Verständigung wird. An alle Einrichtungen des gemeinsamen Lebens, des Nachrichten-, Verkehrs-, Versorgung-, Berathung-, Unterhaltungwesens werden bedeutende Anforderungen der Bequemlichkeit, des Umfanges, der populären Repräsentation und Aesthetik gestellt und erfüllt. In diesen Einrichtungen, und nur in ihnen, findet die Kunst Aufgaben und Heimstätte. Oeffentliche Gebäude, Gärten, Erholungstätten, Verkehrsmittel, Ausstellungen werden mit Aufwand errichtet. Alle Bedürfnisse des Geistes und Sinnes flüchten in die Oeffentlichkeit. An populären Aufführungen Ausflügen, Gesellschaftreisen, Führungen durch Sammlungen, an Klubs, Bibliotheken, Sportübungen, Schaustellungen ist kein Mangel. Die kulturelle und ethische Seite dieser Tendenz haben wir noch zu betrachten; die soziale ist, abgesehen davon, daß sie das häusliche Leben entleert und die Jugend veräußerlicht, und trotz ihrem mechanischen Anstrich, eine wohlthuende Erinnerung an mittelalterliche Bürgergemeinschaft und Solidarität.

Sollen wir das geistige und kulturelle Leben der vollsozialisirten Gesellschaft betrachten, so haben wir auszugehen von der vollkommenen Gleichberechtigung aller Individuen in Urtheil und Entschluß. Autorität, auch auf den geistigen Gebieten, besteht nur, so weit das Volk unmittelbar durch seinen Willen oder mittelbar durch seine Vertrauensleute sie einsetzt, anerkennt, bestätigt. Lebensweise und Erziehung sind sehr ähnlich, Geheimnisse, nebelhafte Autoritäten einzelner Berufe giebt es nicht, Niemand läßt sich imponiren. Jeder stimmt ab, gleichviel, ob es sich um ein Amt, ein Denkmal, ein Gesetz, ein Drama handelt, oder läßt durch Vertrauensleute oder Vertrauensleute von Vertrauensleuten, abstimmen. Jeder will wissen, wie, wo, warum (ähnlich wie heute in Amerika), und verlangt plausible Gründe. Die Antwort: Das verstehst Du nicht, ist unmöglich.

Jeder bezieht sich auf sein Gewissen, sein Verständniß, seinen Geschmack und läßt keine angeborene oder anerzogene Ueberlegenheit gelten. Die Grenzen ideeller und praktischer Argumentation verwischen sich (denn Jeder ist zu sehr mit praktischen Nöthen behaftet, auch zu ungeniert und ungewohnt, sich Dem, was man früher höhere Einsicht nannte, zu fügen, zu frei erzogen, um sich belehren zu lassen), so daß folgende Urtheile unmöglich sind: Dieses Buch sollte man lesen, obwohl es schwierig ist; Dieses Drama sollte aufgeführt werden, obwohl es nicht sensationell ist; Dieses Denkmal mißfällt mir, doch muß es stehen bleiben, weil ein großer Künstler es gemacht hat; Dieses Lehrfach ist nötig, obwohl es keine praktische Anwendung zuläßt; Diesen Mann wähle ich seines Charakters und Könnens wegen, obwohl er keine Wahlversprechungen gemacht hat. Dagegen werden folgende Argumente plausibel sein: Dieser historische Bau muß weg, denn er hemmt den Verkehr; Diese Sammlung wird verkauft, denn wir brauchen Geld; Wir wünschen keinen Lehrstuhl für Philosophie, wohl aber für Filmtechnik; Dieser Schmuckplatz ist wie geschaffen für ein Carrousel; Trauerspiele verderben die Stimmung, sie sollten in Staatstheatern nicht aufgeführt werden. Man erinnere sich an einzelne überseeische Gesetzgebungen, die denn doch noch unter dem Druck kultureller Klassenüberlieferung stehen, und man wird solche Beispiele nicht übertrieben nennen.

Wenn jede autoritative Kontrole, wenn die Sorge, mißbilligt oder blamirt zu werden, entfällt, Bequemlichkeit geschätzt wird, Sparsamkeit über Allem steht, wird das Denken und Entschließen kurzathmig, vom Tage auf den Tag bezogen. Aus der Erziehung

sind alle voraussetzunglosen und religiösen Werthungen ausgeschieden, aller anscheinend unbeweisbaren Satzungen hat sich Zweifel und Kritik bemächtigt, induskutabel fest steht allein das Bedürfniß des Tages. Was bedarf es da der langen Linie, des weiten Bogens im Denken? Das Rechnerische tritt hervor, das Unpraktische wird verachtet, zur Quelle der Meinung wird Erörterung, Tageslecture und Propaganda. Man will das Beweisbare, das Erfolgreiche, das sichtlich Lohnende. Je kleiner die Zahl der Zwecke, je größer ihre Zugkraft. Man ist tolerant, man hat sich gewöhnt, die verschiedensten Anschauungen zu hören, eine jede gewinnt Anhänger, von der Wasserkur bis zum Taoismus, doch Einfluß gewinnt nur die, welche viele Anhänger findet.

Die Oeffentliche Meinung bestimmt Alles. Die Vertreter der absoluten Werthe haben sich dem Wettbewerb zu fügen. Religiöse Anschauung bewirbt sich mit den gleichen Mitteln um die Billigung der Zeit wie eine neue Heilgymnastik. Ein Kunstwerk bewirbt sich um Stimmen. Was ins Leben treten will, bedarf der Popularität, ohne Reden giebt es kein Schaffen. Wie zur spätern Griechenzeit ist Rhetorik und Dialektik die stärkste der Künste.

Da aber eine stille und offene Erbitterung der Handarbeit gegen die Geistesarbeit herrscht, muß diese sich mit einem Anstrich handfester Biederkeit versehen; wenn zwei Oberlehrer sich um den Posten des Gymnasialdirektors streiten, weist jeder nach, daß er der robustere Handwerker ist.

Zahlen entscheiden das Meiste. Reklame und Propaganda, die aus den sozialisirten Gewerben verschwunden sind, dienen dem Wettbewerb um persönliche und ideelle Dinge: Wahlen, Theater, Heilmethoden, Aberglauben, Kunstwerke, Aemter, Lehrstühle, Kirchen.

Die Kunst hat zum dritten Mal den Herren gewechselt; nach dem Fürsten, dem Maecen, dem bürgerlichen Markt dient sie jetzt ausschließlich der Gemeinde und der Ausfuhr. Ob auf dem Wege der Gildenvertretung, der Ausschreibung, der Protektion oder der Beliebtheit: sie muß Anhänger werben, durch Erklärungen, Reden, Fürsprachen, und darf nicht mehr stolz auf sich beruhen. Sie muß sich darauf einrichten, im Wettbewerb des Vergleichs die Mehrheit auf ihre Seite zu ziehen, und Dies wird ihr am Besten gelingen durch die Sensation des Gegenstandes. Sie wird sich, wie alles übrige Geistesleben, auf den Gang der Tagesereignisse einzustellen haben.

Am Ausfall mehrerer Geschlechter der Handfertigkeit und Ueberlieferung hat sie zu leiden, wie alle Technik, Forschung,

Gelehrsamkeit und Gewerbsübung; doch mit diesem Niedergang hat sich auch Anspruch und Urtheil gesenkt, Qualität wird durch Aktualität ersetzt.

Gewisse Reaktionen der praktischen Erfahrung bleiben nicht aus; der niemals ruhende Vergleich mit der Vergangenheit und dem Auslande zeigt den Werth einer voraussetzunglosen, nicht unmittelbaren Zielen dienenden Bildung, Wissenschaft und Kunst; man trifft unüberzeugte Maßnahmen, um Dergleichen, etwa in der Form Freier Akademien, zurückzugewinnen; doch die Atmosphäre ist solchen Versuchen nicht günstig und es bleibt bei künstlichen und sterilen Züchtungen.

Die allgemeine Stimmung ist die eines aufgeregten, redegewandten, von Aktualität und praktisch-rechnerischer Neigung erfüllten Geschlechtes, das lieber diskutirt als arbeitet, sich nicht imponiren läßt, den Erfolg schätzt, das Ausland beobachtet, sich von kümmerlichem Leben in der Oeffentlichkeit entlastet, das Geistige werthet, so weit es sich in Praxis umsetzt, starker gemeinschaftlicher Vergnügungen bedarf und sich leidenschaftlich gegen alle Superiorität wehrt. Durch ständige Abwanderung der Elemente, die sich dieser Stimmung zu entziehen wünschen, findet eine dauernde Zuchtwahl statt, die politische Wehrlosigkeit der Uebergangszeit bekräftigt zersetzende Tendenzen, die vom Ausland her wirken. In gleicher Richtung wirkt Absplitterung altdeutscher Landestheile. Abgesehen vom wechselnden Einfluß jener vier Schichten, die wir betrachtet haben, wird die Lebensstimmung getragen von den halbslawischen Unterschichten Mittel- und Nordostdeutschlands, die den herrschenden Zustand herbeigeführt haben und behaupten, und von ihren Assimilanten.

An die Stelle der deutschen Kultur und Geistigkeit ist ein Zustand getreten, dessen Vorgeschmack in Theilen Amerikas und Osteuropas vorgebildet ist. Die vollsozialisirte Gesellschaft, die jede Bevormundung durch Schichten gesonderter Ueberlieferung, Geistesrichtung und Gesinnung ablehnt, hat sich ihre eigene Civilisationform geschaffen.

Besonnene und urtheilsfähige Menschen, vor denen ich Ausschnitte dieses Bildes ausbreitete, sagten mir: Das ist die Hölle. Das ist vielleicht zu viel gesagt; denn die Menschen, die jenes Zeitalter erleben, werden im langen Verlauf sich der Lebensführung und Lebensstimmung, die sie selbst emporführen halfen, einigermaßen angepaßt haben.

Walther Rathenau.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin


SPAETHE
HARMONIUM
BERLIN • W • 9 •
Potsdamerstr.


Soeben erschienen
Gleichen-Rußwurm
Das Ehebuch
Gehört in die Hand aller Ehegatten und die es werden wollen.
Pappbd. Mk. 4.65 • kostbar gebd. Mk. 6.30
liefern A. Holoch & Co.
Stuttgart 17
Postscheck No. 6775


Das vollkommendste Instrument
für Haus-Musik jeder Art
ist und bleibt das
„Grammophon" ★ „Gramola"
mit der weltbekannten Schutzmarke
DIE STIMME SEINES HERRN
Grammophon-Spezialhaus G.m.b.H.
Berlin W. 8. nur Friedrichstr. 189.

Für Inserate verantwortlich: C. Jänsch, Tegel.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. [illegible]